



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 1995

Zwerge auf den Schultern von Riesen

Brinker, Claudia ; Schnyder, Mireille

Abstract: Nur im Rückgriff auf antikes Bildungsgut und dessen Adaptation kann es gelingen, neue literarische Ausdrucksformen zu entwickeln und eigenes Selbstbewusstsein zu gewinnen. Ein Beispiel zum Selbstverständnis mittelalterlicher Dichter.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-94055>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Brinker, Claudia; Schnyder, Mireille. Zwerge auf den Schultern von Riesen. In: Unimagazin : die Zeitschrift der Universität Zürich, 4, 1995, 19-20.

Zwerge auf den Schultern von Riesen

Volkssprachige Dichtung ist im Mittelalter keine Selbstverständlichkeit, sondern bedarf der Legitimation. Nur im Rückgriff auf antikes Bildungsgut und dessen Adaptation kann es gelingen, neue literarische Ausdrucksformen zu entwickeln und eigenes Selbstbewusstsein zu gewinnen.

VON CLAUDIA BRINKER UND MIREILLE SCHNYDER



ir sind gleichsam Zwerge, die auf den Schultern von Riesen sitzen, weil wir vieles von ihnen und zugleich weiter Entferntes sehen», soll Bernhard von Chartres gesagt haben. Und er meinte dies im Blick auf die Grammatik, die im Bildungssystem des Mittelalters eine so über-

aus wichtige Rolle gespielt hat und geprägt war von der antiken Tradition, deren Vertreter wohl als «Riesen» angesprochen werden. Wie aber sollen *wir* diesen Satz verstehen? Er könnte eine Demuthaltung ausdrücken: «Riesengross ist das Wissen früherer Generationen, zwergenhaft klein mein eigener Beitrag», er könnte aber durchaus auch selbstbewusst fortschrittsgläubig verstanden werden: «Wir, die Zwerge, benutzen den erhöhten Standplatz, um von dort aus eine entscheidend neue Perspektive dazuzugewinnen, ja wir sind durchaus in der Lage, aus dieser Position heraus noch besser zu schreiben als die Alten.»

Und so gelesen zeichnet kein anderes Bild trefender die selbstbewusste Bescheidenheit oder auch das bescheidene Selbstbewusstsein mittelalterlicher Dichter. Schreiben ohne Vorbilder, reines Erfinden ohne Vorlage ist Hybris, Grössenwahn, wertloses Geschwätz. Daher beteuern die Autoren immer wieder, eine wahre Geschichte zu erzählen, nennen ihre Quellen, auch wenn manche selbst Fiktion sind, und greifen auf Stoffe zurück, die bereits allgemein bekannt sind. Nicht im «Was» der Erzählung zeigt der Zwerg seine Weitsicht, sondern im «Wie» der Darstellung.

Vom Latein zur Volkssprache

Dabei ist es der kleine, volkssprachige Zwerg, der seinen klassischen und mythischen Vorfahren auf den Schultern sitzt. Die mündliche, volkssprachi-

ge Tradition im Ohr, die schriftliche lateinische im Aug, musste er sich anfangs die lateinische Riesenrede noch mit Hilfe von Glossen und Interlinearübersetzungen wie dem bairischen «Abrogans» (Mitte 8. Jh.) oder dem «Vocabularius Sancti Galli» (Ende 8. Jh.) aneignen. Die didaktische Vermittlung des lateinischen, v. a. geistlichen Riesengutes in die eigene Sprache war Hauptaufgabe, nicht zuletzt die Einverleibung der katechetischen Texte, des Vaterunsers, der Glaubensformeln.

Es brauchte eine gewisse Zeit, bis sich die Zwerge getrauten, den Spagat zwischen den Schultern der verschiedenen Riesen, den volkssprachlich Sprechenden und den lateinisch Schreibenden, zu machen, und eine volkssprachige Literatur entstand. Ihre Anfänge sind in der Biblepik zu fassen, z. B. dem altsächsischen *Heliand* (9. Jh.) und dem *Evangelienbuch* Otfrids von Weissenburg (2. Hälfte 9. Jh.), in dem zum ersten Mal die deutsche Volkssprache als literarisch gleichwertig neben die lateinische Bildungssprache gesetzt wird.

In der Folge kam es zu einem immer engeren Schulterschluss von oraler, deutscher, profaner und schriftlicher, lateinischer, geistlicher Tradition. Ein Schulterschluss, der den Zwergen eine Tanzfläche bereitstellte, die die Vielfalt der mittelalterlichen Dichtungsformen erst ermöglichte. War der Zusammenschluss einmal gemacht, gebärdeten sich diese Zwerge mit ihrer *tiutschen zunge* immer eigenwilliger und selbstbewusster, bis sie schliesslich im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts mit allen Bereichen der Literatur in ihrer Sprache umzugehen wussten.

Innovation und Adaptation

Innovation im Rückgriff auf die Antike einerseits und in ihrer selbständigen Adaptation andererseits. Auch Gottfried von Strassburg folgte dieser Regel, und er misst verstorbene und lebende Dichterkollegen an diesem Anspruch. Kein Wunder deshalb, dass Heinrich von Veldeke bei ihm lobende Erwähnung findet: *er inpfete* (pfpfote) *daz erste rîs / in tiutischer zungen*. Denn er tat dies in dezidierter Anlehnung an antike Erzähltraditionen. Nicht die germanischen Recken der Heldenichtung und auch nicht die tapferen Ritter der Artusrunde tummeln sich im ersten Roman in deutscher Sprache, sondern die mythischen Gestalten der antiken Sagenwelt. Aus dieser Verknüpfung von neuen deutschsprachigen Literaturformen mit den antiken Traditionen sind *este*

Dr. Claudia Brinker-von der Heyde ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Dr. Mireille Schnyder war Assistentin für Ältere Deutsche Literatur am Deutschen Seminar der Universität Zürich.

ersprungen, von den die bluomen kâmen. Durch das Aufpfropfen des deutschen Reises erfährt der alte Baum eine Veredelung und beginnt erneut zu blühen.

Auch Hartmann von Aue ist – nach Gottfried – grossen Lobes würdig. Er hat der *aventure meine*, den Sinn der Erzählung, herauszuarbeiten vermocht, nicht nur, weil er in der Stoffwahl neue Akzente setzte und mit seinem *Erec* den Artusroman in Deutschland «salonfähig» machte, sondern vor allem, weil ihm dies mit *cristallinen wortelîn* gelang, d. h. mit einer Klarheit der Sprache, die nicht nur aus eigener Kraft zu erreichen ist, sondern auf die Inspiration angewiesen ist. Das Dichtergebet, in dem – im Rückgriff auf christlich-theologische Tradition – Gott um Beistand gebeten wird, gehört fast immer zum Anfang eines Werkes, kann doch die dichterische *creatio* nur mit Gottes Hilfe vollendet werden. Wenn Gottfried demgegenüber aber in seinem Exkurs zu Tradition und Dichtung nicht Gott, sondern Apollo und die Musen anruft, um bei ihnen die nötige Hilfe zu finden, trotz der übermächtigen Tradition zu reden, stellt er sich spielerisch und doch alles andere als naiv für einen Augenblick mit beiden Füßen auf die Schultern des antiken Riesen, ist es doch nicht zuletzt diese Tradition, die ihn bedroht und beinahe verstummen lässt. Geschlagen werden kann sie daher nur mit ihren eigenen Mitteln. Denn die Musen giessen ihre Gaben so bereitwillig aus, dass sie ihm zumindest einen *traben* (Tropfen) davon nicht versagen werden. Wird ihm dieser aber gewährt, dann – weiss er selbstbewusst – ist ihm ein Platz unter den grossen Dichtern gewiss.

Nicht in den von Gottfried ausgewählten Kreis der begnadeten Dichter aufgenommen ist dagegen ein Autor, der nicht auf die starken Schultern der riesenhaften Vorgänger aufspringen will, sondern im Gegenteil wie ein Hase *ûf der wortheide*, d. i. auf dem Feld der antiken Rhetorik, *hochsprünge und wîtweide mit bickelworten*, mit hingewürfelten Wörtern, vollführt, der also nicht nur ein Zwerg(hase) bleibt, sondern sich sogar wohl fühlt im niederen Gras, das weder nach hinten noch nach vorn Weitblick gestattet, dem es genügt, ohne Hilfe Hochsprünge zu vollführen, die selbstverständlich wieder dort enden müssen, wo sie begonnen haben: auf der Erde. Kein Wunder, dass ein solcher Dichter dann als *vindaere wilder mae-re*, als Dichter verrückter Geschichten, sein Publikum blendet, teuflische Zauberkunststückchen vollführt, die kaum einer verstehen kann, der sich an der richtigen, der traditionellen Dichtkunst orientiert und keine Zeit daran verschwendet in den

swarzen buochen der Magie zu lesen. Die Forschung hat mit guten Gründen in diesem von Gottfried so feindselig attackierten, namentlich nicht genannten Dichter Wolfram von Eschenbach erkannt, den Mann also, der, als Autor des *Parzival*, in der Rezeption des Mittelalters wie kaum ein anderer zum Riesen geworden ist, auf dessen Schultern moderne Zwerge immer wieder ihre akrobatischen Kunststücke vollführen.

Vom unfähigen Zwerg zum gefeierten Riesen

Der Umgang mit der Tradition, der alten und der neueren, birgt Herausforderungen und Schwierigkeiten für den Dichter, damals nicht weniger als heute. Denn die Weite, Höhe und Grösse der Riesenschultern ist einschüchternd.

Auch Gottfried stellte sich, vor der Aufgabe den zur Schwertleite gerüsteten Tristan zu beschreiben, das Problem jedes nachgeborenen Dichters: Nicht zu wissen, wie er etwas sagen soll, das man nicht schon *baz* (besser) gesagt hat. Ja, die Übermacht der Tradition macht ihn geradezu mundtot: *mir ist von worten genomen / enmitten ûz dem munde / daz selbe, daz ich kunde*.

Mit dieser Geste der Selbsterniedrigung, der Verbeugung vor den Grossen, nimmt Gottfried aber gerade die Sprache dieser Tradition auf, vor der er sich verbeugt und in der diese rhetorische Demuthaltung als fester Topos ihren Platz hat. In seinen unterwürfigen Worten steckt also sowohl die Achtung der Tradition wie aber auch durch das Aufnehmen ihrer Sprachgestik, durch den selbstbewussten Griff in ihre Ausdrucksformen eine Selbstdefinition, die dann schliesslich auch die Realisierung der Beschreibung als Trotzdem oder Erst-Recht ermöglicht. Der Zwerg weiss, wo er sitzt, weiss, dass er nur auf den Schultern der Riesen so hoch sitzt, trällert aber nichtsdestotrotz dem Riesen über den Kopf. Und diese Fähigkeit, wortmächtig und selbstbewusst deziert die «richtige» Geschichte zu erzählen, macht ihn schon für die nachfolgende Generation selbst zum Riesen, der *wirdeclichen* auf *grüenem Klee* sitzt, während sein Bewunderer Konrad von Würzburg, an *wîzen ein getwer*, auf der *sprîche wîsen*, dem Feld der Rhetorik, herumrennt.

So hat Luis Vives nicht ganz unrecht, wenn er 1555 meint: «Wir sind keine Zwerge, und unsere Vorgänger sind keine Riesen, sondern wir sind alle von der gleichen Statur.» Die Erinnerung aber tendiert dazu, frühere Zwerge ins Riesenhafte wachsen zu lassen.